

Maler-Sommer im Moor (1889)

Ein Blick aus dem Abteifenster verriet ihm, dass er Norddeutschland erreicht hatte. Doch erst die Fahrt mit der Postkutsche offenbarte ihm die beeindruckende Weite der dünn besiedelten Flachebene. Otto nahm, einer Einladung seines Malerfreundes Fritz folgend, diese beschwerliche Reise auf sich.

Vor einem Jahr hatte es Fritz in ein kleines Bauerndorf am Rande des Teufelsmoores gezogen. In den Augen vieler war es grau, nass und trostlos, doch für Fritz war es Magie. Immer wieder hatte er es in seinen Briefen geschrieben. So auch in der Einladung, die Otto im Frühsommer erhalten hatte.

„Komm“, hatte Fritz geschrieben. „Du musst das Moor im Spätsommer und Frühherbst sehen. Diese Farben! Sie sind kaum zu beschreiben, du musst sie fühlen. Ocker, das ins Grün spielt. Ein Himmel, der sich nicht entscheiden kann, ob er blau, grau oder violett sein will. Und ein Licht, das selbst Verwelkung leuchten lässt.“ Einige Monate später stieg Otto, bepackt mit Rucksack und Staffelei, vor einer Dorfschänke aus der Postkutsche. Er ging Fritz mit den Worten entgegen: „Also mein Freund, zeige mir deinen Farbenzauber!“

Am darauffolgenden Spätnachmittag führte Fritz ihn über sandige Wege und gewundene Pfade hinaus aus dem Dorf. Krumme Bäume, die wie tanzende Schatten wirkten, säumten ihren Weg. Ein Hase im Unterholz wurde aufgescheucht und floh mit weiten Sprüngen über die Wiesen. Diese unerwartete Bewegung erschreckte eine Kolonie von Kiebitzen und Bekassinen, die sich in die Lüfte erhoben. Einige Birkhühner flatterten mit Getöse zu einem anderen Ort. Fritz und Otto waren im Teufelsmoor angekommen.

Vor ihnen dehnte sich eine Landschaft aus, die still und gleichzeitig lebendig war. Im Licht des beginnenden Sonnenuntergangs offenbarte das Moor seine wahre Schönheit voller Farbnuancen. Überwältigt von dieser Farbenpracht blieb Otto stehen, seinen Blick in der Weite verlierend. Besonders entlang der Moorgräben, die wie zerbrochene Spiegel zwischen den Grasbüscheln lagen, entfaltete sich ein Farbspektrum, das seine Augen fesselte und sein Herz berührte.

Das Gras leuchtete in goldgrünen Tönen, dazwischen rostrote Farbtupfer von Preiselbeeren. Birken mit silbrigen Stämmen spiegelten sich kaum sichtbar im Wasser der Gräben. Das Wasser hatte solch ein sattes Blau, das es fast schwarz wirkte. In den seichten Zonen schimmerte es kupfergrün, durchsetzt von feinen Schwebstoffen und pflanzlichen Schatten. Es war, als würde jeder Moorgraben seine eigene Farbe haben, abhängig von der Tiefe, vom Lichteinfall und Alter der Torfschicht. An den Uferrändern wuchs Wollgras mit seinen silbrig-weißen Büscheln. Blaubeersträucher mit ihren kleinen lila matten Beeren bildeten einen Kontrast zu der torfigen Erde. Dort, wo in der Nachmittagssonne noch Braun und Grün vorherrschten, glühten nun Kupfer, Purpur und ein fast unwirkliches Violett. Im letzten Sonnenlicht schwirrten einige Libellen. In schillerndem Blau, metallischem Grün oder bronzenem Kupfer flogen sie über die Wasserflächen hinweg. Ihr Flügelschlag warf kurze Schatten über die Wasseroberfläche und ihre Körper fingen das Licht in glitzernden Reflexionen. Manche waren so fein, dass sie fast durchsichtig wirkten, andere leuchteten kräftig wie emaillierte Schmuckstücke.

Otto war überwältigt und genoss es, so nah an den Farben der Natur zu sein. Er erkannte, dass das Moor kein totes Land im Einheitsbraun war. Ganz im Gegenteil, er sah das Moor als ein stilles, schimmerndes Gemälde der Natur. Er griff nach seinem Skizzenblock aber seine Hände zögerten. Wie sollte er das festhalten? Diese Farben waren keine, die in Tuben existierten. Mit schnellen Strichen begann er zu malen. Er wollte das Vergehen des Tages zu einem Kunstwerk machen. Sein Bestreben war, das Leuchten und Aufglimmen des Moores in seiner stillsten Stunde zu bewahren. Jeder spätere Pinselstrich auf der Leinwand sollte Zeuge sein, dass er diesen Moment im Moor gesehen und gespürt hatte.

© Doris Nattke-Wiedau, Wardenburg